

Verlag Bibliothek der Provinz

Michael Stührenberg & Heidi Litschauer

**NOMADEN
REBELLEN
JIHADISTEN**
und
Das Ei der Schlange

Reportagen

Michael Stührenberg
Heidi Litschauer

NOMADEN, REBELLEN, JIHADISTEN
UND DAS EI DER SCHLANGE

herausgegeben von Richard Pils
Illustrationen von Heidi Litschauer
Grafik Raphael Besenbäck
Lektorat Erika Sieder

ISBN 978-3-99126-094-3

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 Weitra

www.bibliothekderprovinz.at

Bildnachweis:

S. 10–19 Pascal Maitre

S. 20–23 Gaël Turine

S. 85–97, 146–159 Christopher Pillitz

Umschlagbild:

Christopher Pillitz

Vorwort
VOM TOURISTEN-PARADIES ZUR
JIHADISTEN-HÖLLE?

15. Dezember 2020

Auf den Tag genau 25 Jahre nach dem Tod meines Freundes Mano Dayak, des Anführers der Tuareg-Rebellion in den Jahren 1992 bis 95, bin ich wieder in Agadez, Manos Stadt am Rande der Wüste. Hier hat er einst den „Tuareg-Tourismus“ aufgebaut – hat kleine Reisegruppen aus Europa und Amerika mit Allrad-Komfort zu den Nomaden in die Wadis des angrenzenden *Aïr*-Gebirges gebracht; hat Europäer und Amerikaner durch die fantastische Dünenwelt der *Tenere*-Wüste kutschiert; hat Agadez binnen zehn Jahren zu einer für afrikanische Verhältnisse vermögenden Stadt gemacht. Heute ist die einst so attraktive Leere zwischen Sahel und Sahara Kriegsgebiet. Auf der einen Seite kämpfen Soldaten der Länder Mali, Niger, Nigeria, Burkina Faso und Tschad, unterstützt von europäischen, überwiegend französischen Bodentruppen und amerikanischen Killerdrohnen. Auf der anderen Seite stehen die „Terroristen“: Gruppen wie AQMI – der regionale Vertreter von Al Qaida – sowie *Ansar Dine*, Boko Haram, Mujao und Daesch, besser bekannt unter dem Namen Islamischer Staat. Manos einstiges Touristen-Paradies, so scheint es, verkommt zu einer Jihadisten-Hölle, jedenfalls in den Augen von uns Weißen, die wir uns hier nun weniger als willkommene Gäste fühlen denn als mögliche Geiseln im Marktwert von einer Million Euro pro Nase.

In Büchern und Reportagen habe ich die Entwicklung der Lage in dieser Region im Laufe der vergangenen drei Jahrzehnte verfolgt und dabei auch aktiv Partei ergriffen. Natürlich hat sich mein Blick auf manche Ereignisse und Protagonisten sowie mein Verständnis historischer Geschehnisse in einigen Punkten wenn nicht radikal gewandelt, so doch spürbar weiterentwickelt. Alles in allem jedoch, denke ich, resümiert jene Metapher vom Schlangenei noch immer getreu den Verlauf der Neuzeit im „Land der Tuareg“. Vor unseren Augen ist dort ein Ungeheuer entstanden. Hätte es anders kommen können? Gewiss. Doch große Opfer blieben ohne Lohn, Hoffnungen wurden enttäuscht, alte Übel wie Inkompetenz und Korruption versperren noch immer den Weg in eine erträglichere Zukunft für die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung.

Nach allem, was ich in den vergangenen 30 Jahren in Sahara und Sahel gesehen, gehört und möglicherweise gelernt habe, glaube ich, dass Islamismus und Jihadismus hier in erster Linie eine Fassade sind, hinter der sich die wahren Probleme der betroffenen Völker verbergen. Bei den Konflikten in Mali, Niger, Burkina Faso und Nord-Nigeria scheint es nur vordergründig um Religion zu gehen – es geht weniger um Gottes Gesetze als um menschliche Macht. Und darum, wie das eine das andere ermöglichen kann. Gäbe es mehr Klugheit und weniger Gier in Politik und Wirtschaft, wären die meisten der heutigen Sahel-Jihadisten vermutlich brave Kommunalpolitiker.

Aber ich möchte den folgenden Reportagen jetzt nicht weiter vorausgreifen. Geblieben ist mir von meinen Sahara-Reisen vor allem die Liebe zur Wüste und ihren letzten Nomaden. In diesem Sinne widme ich dieses Buch ganz besonders meinem Freund, dem Tuareg Liman Feltou. Ohne ihn wäre ich in der scheinbaren Leere zwischen Timbuktu und Tibesti nicht weit gekommen.

I

DIE VERLORENE KARAWANE DES MANO DAYAK

März 1991 – Dezember 1995

„Voilà ta **caravane**“, sagt Mano Dayak, „je te l’offre!“ Wie bitte? Eine Karawane will er mir schenken? Jene 140 Dromedare, die da vor unseren Augen über den glühenden Sand der *Tenere*-Wüste dahinziehen? Aber nein, es war nur wieder einer seiner kleinen Scherze. Hat mein neuer Freund mir doch eben erst erklärt, im Gebiet der Tuareg gebe es nichts zu verschenken. Weil man in diesem „Land“, das ja kein Staat ist, auch so gut wie nichts besitzen könne – außer Kamele natürlich. Welchen Wert hat schon eine Wüste ohne Öl? „Von unserem Land“, schwärmt Mano, „kann nur der Blick des Nomaden Besitz ergreifen.“

Zugegeben, anfangs fühlte ich mich von dem charmanten Tuareg aus Agadez im Norden Nigers oft verschaukelt. Die Poesie in Manos Worten klang in meinen Ohren wie kitschige Tourismus-Werbung. Er sprach vom Wind, der die Dünen formt wie ein Künstler seine Skulpturen; von Frauen, unverschleiert, schön und frei trotz Islam, an dessen Gebote sich die Tuareg so ernsthaft zu halten schienen wie Adam an das Verbot vom Apfel; von den verschleierten „blauen Männern“ mit Schwertern und einem noch schärfer schneidenden Hochmut. Und davon, wie diese Nomaden selbst mitten im *Tenere*, einer der menschenfeindlichsten Sandwüsten der Welt, gelassen über Leben, Liebe und Ehre philosophierten. All dies schien sich wundervoll um die vermeintliche Gewissheit zu ranken, die Wüste und ihre Kinder seien auf ewig unveränderbar.

Dabei verkörperten Mano und die in seiner Wüstenreiseagentur *Temet Voyages* angelernten Tuareg das exakte Gegenteil. Zeigten sie doch, wie sehr sich die Tuareg schon damals, im Frühjahr 1991, im Umbruch befanden. Weil sie sich anpassen mussten, nicht zuletzt an den Klimawandel. Seit den Dürren der siebziger und achtziger Jahre war ein großer Teil ihrer ehemaligen Weiden im Norden Nigers und Malis nur noch nutzlose Ödnis.

„Aber wir haben die schönste Wüste der Welt!“ Mano drückt aufs Gas, in wenigen Sekunden holt sein hoch getunter Range Rover die in einem Tempo von 3-4 km/h fortschreitende Karawane ein. Beladen mit Viehsalz, ist sie unterwegs zu den Märkten des Sahels, um einen Teil ihrer Ladung gegen Hirse, Stoffe, Tee und Zucker zu tauschen. Danach wird sie zurückkehren ins *Aïr*-Gebirge, die Heimat jener vier Tuareg, die verschleiert neben den Kamelen durch das Sandmeer ziehen. Der Karawanenführer, ein kräftiger Mann namens Diku, spricht nur *tamashbek*. Mano übersetzt und erklärt zugleich: „Die Karawane der Tuareg verbindet Sahara und Sahel. Die beiden Regionen ergänzen sich. Die eine kann nicht ohne die andere auskommen. Deshalb absolvieren Männer wie Diku jedes Jahr im Winter diesen dreimonatigen Marsch.“

2000 Kilometer zu Fuß! Um das Salz der Wüste auf die Märkte am Nigerfluss zu tragen. Ich bin beeindruckt. Wie hätte ich erraten können, dass im Zeitalter von Bill Gates Kamelen noch eine solche wirtschaftliche Bedeutung zukommt? Ob ich mich ihm für ein paar Tage anschließen dürfe, frage ich Diku. Der Alte lacht, nickt. Mano teilt mir seinen Koch Ahmed als Übersetzer zu, verspricht, mich ein paar Tage später wieder aufzugabeln, irgendwo. Dann braust er davon in Richtung Agadez, zurück zur neuen Wirtschaft mit den Touristen.

Karawanenführer Diku wird zu meinem ersten Wüstenlehrer. Ständig fordert er mich zum Sehen auf. Weil in der Wüste der Weg immer dem Blick folge. Abgesehen von ausgebleichenen Knochen und Schädeln verendeter Kamele gibt es im *Tenere* keine Wegweiser. Deshalb legt Diku seinen Kopf meist leicht in den Nacken zurück, kneift die Augen zusammen und lässt den Blick durch den Sehschlitz seines vielfach gewundenen Turbans schweifen, stets auf der Suche nach Fixpunkten – etwa ein Adrar, einer jener wie aus Blätterteigschichten geformten Wüstenberge. Oder eine Dünenkette, die sich, für ungeübte Augen kaum wahrnehmbar, in der Ferne über die Ebene hebt. Oder gar das Wunder einer Akazie, eines einzelnen Baumes im Umkreis von Hunderten von Kilometern. Und manchmal auch nur Reste einer verdursteten Akazie – knorrige Äste, die aus dem Sandmeer ragen wie die Arme von Ertrinkenden.

Im Prinzip leuchtet mir Dikus Orientierungsmethode ein. In der Praxis hilft sie mir herzlich wenig. Denn vor uns, hinter uns, um uns herum erstreckt sich *tafassasset*, eine flache, völlig profillose Sandebene. Am Morgen, wenn ich zögernd aus meinem Schlafsack krieche, und die Tuareg ihre über Nacht steif gefrorenen Füße über einem Feuer aus Kamelköteln auftauen, richte ich meinen Blick gen Westen, unsere Marschrichtung für den kom-

menden Tag. Der Gedanke, dass ich schon jetzt, vor unserem Aufbruch, ohne Fernglas das Gebiet sehen kann, wo wir am Abend unser nächstes Lager aufschlagen werden, erfüllt mich mit einem Gefühl von besonderer Verlorenheit.

Am schlimmsten ist das grelle Mittagslicht, wenn das Auge nicht einmal mehr den Horizont ausmachen kann, sondern nur noch eine flimmernde Durchsichtigkeit. Dann scheint das Verschmelzen von oben und unten auf einen gemeinsamen Ursprung von Himmel und Erde hinzudeuten. „Wie kannst du dich ohne Horizont zurechtfinden?“, frage ich Diku. „Ich meine, nicht nur mittags, sondern auch bei Sandstürmen!“

Der alte Karawanenführer weist auf den Boden und behauptet, es sei alles ganz einfach: „Tagsüber kann sich die Karawane am Wellenprofil orientieren, das der Wüstenwind in die hart gebackene Sandkruste fräst.“ Jeder wisse doch, dass im *Tenere* der Wind stets aus nordöstlicher Richtung wehe. „Also musst du nur deine Schritte in einem bestimmten Winkel zum Verlauf der Bodenwellen lenken.“



Mano Dayak stammt aus derselben Welt wie Diku. Und scheint sich doch um Lichtjahre von ihr entfernt zu haben. In Paris ist er zu jener Zeit schon eine Berühmtheit. Er kennt Filmstars, holt das Fernsehen in die Dünen des *Tenere*, um dort Saint-Exupérys *Le Petit Prince* zu verfilmen, hilft Bertolucci bei den Dreharbeiten für *Der Himmel über der Wüste*. Er nimmt auch regelmäßig an der verrückten Wüstenrallye Paris–Dakar teil. Fasziniert von technologischen Neuerungen, von schnellen Autos und immer schnellerer Kommunikation, von Frauen so blond wie in amerikanischen TV-Serien, jettet Mano zwischen Agadez und Paris, zwischen der Lichterstadt an der Seine und Nigers altem Tor zur Wüste. Auf Allahs Wohl trinkt er am liebsten *Johnny Walker*.

Doch manchmal packt ihn eine andere Art von Unruhe. Dann fährt Mano hinaus in den *Tenere*, um unter freiem Himmel zu schlafen. Oder nach Tiden, einem Wadi im *Aïr*-Gebirge, zwei Autostunden nördlich von Agadez. Dort lebt seine greise Mutter in einem Nomadenzelt. Wie einst auch Mano – bis zu jenem Tag, als ein berittener Gendarm nach Tiden gekommen war, den Jungen zu sich aufs Kamel gezogen und ihn fortgeschleppt hatte in die „Nomadenschule“ der französischen Kolonialherren. Lange Zeit war Manos Mutter weinend dem Kamel hinterhergelaufen.

So ist Mano Dayak zum modernen Nomaden geworden. Nach dem Abitur trampfte er durch die Sahara bis Europa, reiste weiter nach Amerika, kehrte irgendwann heim in den Niger mit dem Vorsatz, im Rahmen einer Doktorarbeit „ethno-soziologische Studien“ über sich selbst zu betreiben. Als er sich der Absurdität dieses Unterfangens bewusst geworden war, gründete er *Temet Voyages*, eine Tuareg-Reiseagentur für vermögende Wüstenfans aus Europa und Amerika. Und machte damit ein Vermögen.

Manos Dolce Vita ertrank in einem Blutbad. Im Mai 1990 richtete Nigers Armee ein Massaker unter Tuareg-Nomaden an, die vor der Dürre 1984/85 nach Algerien geflüchtet waren und nun mit internationaler Hilfe in ihrer alten Heimat neu angesiedelt werden sollten. Doch in Tchin-Tabaraden, einem Auffanglager verloren im nigrischen Sahel-Busch, warteten 18 000 Tuareg vergeblich auf die versprochenen Hilfsgüter, die über korrupte Schleichwege auf dem Markt der fernen Hauptstadt Niamey gelandet waren. Als es daraufhin in Tchin-Tabaraden – der Name bedeutet „Tal der schönen Mädchen“ – zu Unruhen kam, rückte die Armee an, eröffnete das Feuer, vergiftete die Brunnen. Die Zahl der Opfer wurde auf 100 bis ... 1700 geschätzt.

Es war der Auslöser einer katastrophalen Kettenreaktion, die in direkter Linie zu der gegenwärtigen Tragödie im Sahel führt. Zunächst ignorierte

Mano das im Wüstensand liegende Schlangenei. Bis zu jenem Tag, als ein in Lumpen gekleideter Tuareg ihn in seinem Büro in Agadez aufsuchte. Der Mann kam aus Tchin-Tabaraden. Zwei Söhne waren vor seinen Augen erschossen worden. Über Mano schlug eine Falle zu. Dem Greis standen Tränen in den Augen. Und für einen traditionellen Tuareg gibt es nichts Schlimmeres, als zu weinen. Es entehrt ihn, zwingt aber auch die Zeugen



seiner Schande zum Handeln, sofern sie dazu in der Lage sind. Deshalb wohl hatte der Greis seine Tränen zu Mano Dayak getragen. Weil dieser im Dafürhalten der Nomaden der einzige Tuareg in Niger war, der es zu etwas gebracht hatte in der Welt der Sesshaften. Also besaß Mano die Fähigkeit zum Handeln – und damit nun auch die Pflicht dazu.

In erster Linie wollte mein Freund nur weiteres Blutvergießen verhindern. Aber die Lage wurde von Tag zu Tag komplizierter. Das Massaker von Tchín-Tabaraden hatte weitere Tuareg aus der Wüste zurückgelockt in ihre alten Heimatn im Norden von Niger und Mali. Sie waren aus den libyschen Kasernen desertiert und hatten ihre Kalaschnikows mitgebracht. Nun lauerten sie verschanzt in felsigen Hochburgen der *Aïr*- und *Iforas*-Gebirge. Und die Kunde einer bevorstehenden *Rébellion touarègue* wuchs wie ein orientalisches Märchen, das von Mund zu Ohr wandert und mit jedem Erzählen etwas blumiger und prächtiger klingt.

Dabei handelte es sich anfangs nur um einen winzigen Haufen. Ohne Angeberei: Keiner weiß das besser als ich. Weil ich ihr erster Kontakt mit der „Weltöffentlichkeit“ gewesen bin. In einer Mondnacht im *Aïr* habe ich sie gezählt – 17 Rebellen, die mir vorzumachen versuchten, sie wären mindestens 170. Sie alle stammten aus Oberst Gaddafis „Islamischer Legion“, hatten dem Libyer als Kanonenfutter für seine Kriege im Tschad sowie als Leihgabe an die Palästinenser-Guerilla PLO im Libanon gedient. Nun wollten sie Rache für das Massaker in Tchín-Tabaraden und *en passant* auch einen eigenen Staat für die Tuareg.

Die Rebellen nannten sich *ichomar*, abgeleitet von *chômeurs*, dem französischen Wort für Arbeitslose. Diesen Namen hatten ihnen die Nomaden verpasst. Das libysche Kasernenleben, so fanden die alten Hirten und Kameltreiber in den Wadis, hatte ihre Söhne entfremdet, hatte sie zu arbeits- und damit aus ihrer Sicht nutzlosen Menschen gemacht. Die Rebellen akzeptierten den Namen voller Stolz. In ihren Ohren klang *ichomar* nach Abenteuer und einer historischen Mission. Drei Utensilien machten fortan den entwurzelten Tuareg-Kämpfer aus: seine Kalaschnikow, die zerbeulte Teekanne im Rucksack und – zum Tagesausklang am Lagerfeuer – eine Gitarre von der einfachsten Art.

Die Regierung in Niamey verdächtigte Mano, hinter den Unruhen im *Aïr* zu stecken. Wer, wenn nicht der mächtige Chef von *Temet Voyages*, besäße die logistischen Mittel, eine Rebellentruppe in der Wüste mit Lebensmitteln zu versorgen? Vergeblich appellierte Mano an die Vernunft aller Beteiligten, versuchte zu vermitteln zwischen Nigers Norden und Süden, zwischen Sahara und Sahel. Für das Militär jedoch war das Tuareg-Problem identisch mit der Person von Mano Dayak. Und wie ließe sich wohl am einfachsten ein Problem lösen, das nur aus einer einzigen Person zu bestehen schien?

Die Antwort folgte einer todsicheren Logik, und wir zogen die notwendigen Schlüsse: Als die Truppen in Manos Haus in Agadez einfielen, befand dieser sich bereits auf dem Weg nach Paris – in einem Flieger der Air France,

gemeinsam mit meiner Frau Judith und unseren beiden noch kleinen Kindern Liora und Rafael. Ich selbst blieb noch eine Weile in Agadez. Sah zu, wie das Leben dort schnell verrottete. Die Soldateska tobte in den Straßen, ab Sonnenuntergang galt Ausgangssperre. Viele Tuareg flohen aus der Stadt zurück in die Wüste. Und im *Aïr* begann der Krieg.

Es war eine abenteuerliche Geschichte, in die wir da Anfang 1992 verwickelt wurden. In ihr spielten nicht nur Soldaten und Rebellen eine Rolle, sondern auch Agenten des französischen Geheimdienstes DGSE, der Mano heimlich unterstützte, während die Pariser Regierung offiziell auf der Seite von Nigers Regierung stand. Dies schien nur auf den ersten Blick widersprüchlich. Die Strategen der *Françafrique* waren überzeugt, dass Mano Dayak längerfristig zu einer Trumpfkarte im Spiel um die Zukunft des frankophonen Sahels werden könnte. Warum? Weil Mano absolut nichts hielt von der Idee eines eigenen Staates für die Tuareg. Und weil er in der Lage zu sein schien, den Unabhängigkeitsgedanken auch aus den Köpfen der *ichomar* zu vertreiben.

Damals spielte ich gern die Rolle eines heimlichen Propaganda-Ministers für die Rebellen im Niger – teils aus Überzeugung, überwiegend aber aus Freundschaft. Und einem Freund wie Mano etwas abzuschlagen, war schlicht unmöglich. Eines Tages im Pariser Herbst 92 bat er mich um einen „kleinen Gefallen“. Ein Jahr zuvor hatte er dem französischen Verleger Jean-Claude Lattès eine Autobiografie versprochen. Nun blieben noch zehn Tage bis zu dem vereinbarten Abgabe-Termin eines Manuskripts, von dem Mano noch nicht einmal der ersten Satz geschrieben hatte. „Du kennst mein Leben besser als ich selbst“, begründete er seine Bitte. Was schamlos gelogen war. Aber was hätte ich tun sollen?

Also setzte ich mich hin und brachte in Eile zu Papier, was ich in meiner neuen Rolle als Mano Dayak zu wissen, zu denken, zu fühlen glaubte. Das meiste stammte aus Gesprächen, die wir in Agadez und auf unseren Touren durch das *Aïr*-Gebirge und den *Tenere* geführt hatten. Das Ergebnis meiner literarischen Blitzaktion war ein leidenschaftliches Pamphlet, eingebettet in romantische Erinnerungen an das verlorene Paradies der Nomaden. Eine der Hauptfiguren in diesem Epos war Ebeyghar, ein greiser Patriarch vom Stamm der *Kel Tedele*. Mano kannte ihn seit seiner Kindheit: Immer wenn er als unfreiwilliger Schüler aus der „Nomadenschule“ ausgerissen war, versteckten ihn seine Eltern nicht im eigenen Wadi, wo er leicht zu finden gewesen wäre, sondern in dem tiefer im Abseits gelegenen Lager von Ebeyghar – solange, bis auch dort die kamelberittene Wüstenpolizei auftauchte und den Jungen zurückholte in die Schule der Sesshaften.



INHALT



Vom Touristen-Paradies zur Jihadisten-Hölle? <i>15. Dezember 2020</i>	Seite 6
1 Die verlorene Karawane des Mano Dayak <i>März 1991 – Dezember 1995</i>	Seite 25
2 Vom Reichtum der Leere um Abaza Habib <i>Mai/Juni 2001</i>	Seite 39
<i>Die Reise nach Zoo Baba</i>	Seite 41
<i>Zoo Baba und die Wirtschaft</i>	Seite 45
<i>Zoo Baba und der Komfort</i>	Seite 52
<i>Zoo Baba und die Karawane</i>	Seite 56
3 Die Wirtschaft im Nichts <i>Januar – März 2002</i>	Seite 61
Teil 1: Unter den Söhnen des Windes	Seite 63
Teil 2: Im Reich der blauen Reiter	Seite 97
Teil 3: Im Treibsand des Wandels	Seite 123
4 Das Ei der Schlange <i>Januar 2013</i>	Seite 159
5 Wie Feuer und Wasser <i>September 2013</i>	Seite 167
<i>Im Kamelhöcker</i>	Seite 168
<i>Sichtbares und Unsichtbares</i>	Seite 172
<i>Auf der Salzspur</i>	Seite 174
<i>Das Versteck der Bozo-Frauen</i>	Seite 177
<i>Feuerland</i>	Seite 179
<i>Das versperrte Wege</i>	Seite 180
6 Rückkehr nach Agadez <i>März/April 2017</i>	Seite 183
<i>Agadez, Dezember 2020</i>	Seite 192
Mein Freund Liman	Seite 196

Biografien

Als „Weltreporter“ mit Wohnsitz Paris ist Michael Stührenberg seit vier Jahrzehnten auf fünf Kontinenten unterwegs. Die meisten seiner zahlreichen Reportagen erscheinen in den Magazinen GEO und Terra Mater. Als Buchautor schreibt er – mal auf Deutsch, mal auf Französisch – am liebsten über „unwichtige Menschen“ in „abseitigen Welten“.

Heidi Litschauer stammt aus einer Wiener Musikerfamilie und gilt als eine der renommiertesten Violoncellisten und Cello-Professoren unserer Zeit. Als sie – mit Hilfe von Michael Stührenberg – ihre Biografie „Das Cello und ich“ verfasste, entdeckte sie dabei ihre Begabung und Begeisterung für illustratives Zeichnen. Was dann zu dem vorliegenden Buch über Stührenbergs Wüstenreisen geführt hat.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien